

GROSSE
WERKE
DER LITERATUR

BAND XII



Große Werke der Literatur XII

Herausgegeben von Günter Butzer und Hubert Zapf

Große Werke der Literatur

BAND XII

Eine Ringvorlesung
an der Universität Augsburg
2010/2011

herausgegeben von
Günter Butzer und Hubert Zapf

francke |
VERLAG

Titel: Schmuckbuchstabe aus Hans Sachs:
(Das vierdt poetisch Buch) mancherley neue Stücke schöner gebundener Reimen.
Nürnberg: Heußler, 1576; Oettingen-Wallersteinsche Sammlung der Universität Augsburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2012 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.francke.de>
E-Mail: info@francke.de

Druck und Bindung: Laupp&Göbel, Nehren
Printed in Germany

ISBN 978-3-7720-8452-2

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Freimut Löser

Heinrich Wittenwiler »Der Ring« 9

Joachim Jacob

Friedrich Schiller »Resignation. Eine Phantasie« 41

Hans Vilmar Geppert

Honoré de Balzac »La comédie humaine / Die menschliche Komödie« 61

Günter Butzer

Friedrich Nietzsche »Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen« 89

Hubert Zapf

Mark Twain »The Adventures of Huckleberry Finn« 105

Helmut Koopmann

Thomas Mann »Der Tod in Venedig« 127

Kaspar H. Spinner

Friedrich Dürrenmatt »Der Besuch der alten Dame« 151

Katja Sarkowsky

Leslie Marmon Silko »Ceremony«: Konflikt, Kultur und die Macht des Erzählens
169

Till R. Kubnle

Hugo Pratt »Una ballata del mare salato« / »La ballade de la mer salée« /
Corto Maltese »Die Südseeballade« 187

Martin Middeke

Ian McEwan »Atonement / Abbitte« 211

Manuela Nunes

Fernando Pessoa »Livro Do Desassossego / Das Buch der Unruhe« 231

Eva Matthes

Uwe Timm »Am Beispiel meines Bruders« 257

Uwe Timm

Am Beispiel meines Bruders

Eva Matthes

Am Beispiel meines Bruders ist 2003 im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen. Timm selbst hat seinen Text charakterisiert als „autobiographische Literatur mit essayistischen Exkursen“ (Pfäfflin 2005, 27). Er forscht darin dem Leben seines 16 Jahre älteren, also 1924 geborenen Bruders nach, genauer: dessen (im Dezember 1942 erfolgten) Eintritt in und seinen Kriegseinsatz bei der Totenkopfdivision der Waffen-SS im Jahr 1943 bis zu seiner schweren Verwundung im September und seinem Tod im Oktober 1943. Obwohl sich Uwe Timm nur an eine einzige Begegnung mit seinem Bruder während eines Fronturlaubs schemenhaft, anders formuliert: als von diesem hochgehoben Schwebender erinnern kann, war der ältere Bruder auch nach seinem Tod im Leben Uwe Timms präsent, da die Eltern ihn durch ihre Trauer, durch Erzählungen, Zuschreibungen, Vergleiche zum Anwesenden machten. Nach dem Tod der Eltern und seiner 18 Jahre älteren Schwester will er sich dem Bruder neu nähern, ohne Tabus und ohne sich auf die überkommenen Deutungen der Familie zu verlassen, um herauszufinden und zu verstehen, warum einer wie sein Bruder, der ja der individuelle, besondere Fall ist, in dem Timm auch nach dem Allgemeinen fragt, sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet hat und was er in dieser während seines Kriegseinsatzes tat.

Das Buch, das zu einer Zeit erschien, als Familiengeschichten in der NS-Zeit und Nachkriegszeit auf großes Interesse stießen, erregte große Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und wurde vielfach – durchaus auch kontrovers – im Feuilleton besprochen. Es erfuhr mehrere Auflagen, dient als Lektüre im Schulunterricht und wurde in acht Sprachen übersetzt, ins Niederländische, Bulgarische, Dänische, Französische, Hebräische, Italienische und Polnische sowie 2006 mit dem veränderten Titel *In my brother's shadow* ins Englische.

Dieser Titel legt m.E. eine andere Leseweise nahe als *Am Beispiel meines Bruders*. Das Buch umfasst zwar nur 159 Seiten, aber es ist sehr dicht und vielseitig. Es bietet Raum für mehrere Leseweisen bzw. Fokussierungen; drei will ich im Folgenden anbieten, wobei diese allerdings nur zu heuristischen Zwecken voneinander getrennt werden dürfen, nur in ihrer Zusammenschau können sie der Komplexität des Textes *annähernd* gerecht werden.

Meine *erste Leseweise* geht von dem genannten englischen Titel aus und analysiert den Text gezielt auf das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern hin. Dieses wird gleich zu Beginn des Textes thematisiert: „Erhoben werden – Lachen, Jubel, eine

unbändige Freude – diese Empfindung begleitet die Erinnerung an ein Erlebnis, ein Bild, das erste, das sich mir eingepägt hat, mit ihm beginnt für mich das Wissen von mir selbst, das Gedächtnis“ (9). Der Bruder ist auf Heimaturlaub, er hebt den Dreijährigen hoch, dieser ist darüber glücklich – das erste Erlebnis verbunden mit dieser angenehmen Empfindung, an das sich der autobiographische Erzähler bewusst erinnern kann; sein Identitätsprozess wird initiiert durch das überraschende Erscheinen des Bruders und ihre Interaktion. Es soll die einzige konkrete Erinnerung an seinen Bruder bleiben. Schon auf der zweiten Textseite finden sich folgende Schlüsselsätze:

Abwesend und doch anwesend hat er mich durch meine Kindheit begleitet, in der Trauer der Mutter, den Zweifeln des Vaters, den Andeutungen zwischen den Eltern. Von ihm wurde erzählt, das waren kleine, immer ähnliche Situationen, die ihn als mutig und anständig auswiesen. Auch wenn nicht von ihm die Rede war, war er doch gegenwärtig, gegenwärtiger als andere Tote, durch Erzählungen, Fotos und in den Vergleichen des Vaters, die mich, den *Nachkömmling*, einbezogen (10).

Der *Nachkömmling* im Schatten des älteren Bruders, der ihm vom Vater als Vorbild hingestellt wurde: „Er log nicht. Er war anständig. Und vor allem, er war tapfer, sagte der Vater, schon als Kind. *Der tapfere Junge*. So wurde er beschrieben, auch von entfernten Verwandten“ (16f.). Der Bruder war nach Aussagen des Vaters so, wie ein richtiger Junge sein sollte; er orientierte sich an ihm, auf Bildern sieht man ihn mit dem Vater im Auto und auf dem Motorrad (vgl. 20). Hingegen: „Von mir, dem Nachkömmling, glaubte der Vater, ich sei zu viel unter Frauen.“ Seinem älteren Sohn schrieb er aus seinem Kriegseinsatz nach Russland: „Uwe ist ein ganz netter kleiner Pimpf, aber etwas verzogen, na, wenn wir erst wieder im Hause sind, dann wird es schon wieder –“ (20). Im Blick auf die Einstellung des Vaters nach dem Tod des Bruders schreibt der Erzähler sehr drastisch und wohl nicht ohne Bitternis: „Der Karl-Heinz, der große Junge, warum ausgerechnet der. Und dann schwieg er, und man sah ihm das an, den Verlust und die Überlegung, wen er wohl lieber an dessen Stelle vermisst hätte“ (20). Und im nächsten Absatz: „Der Bruder, das war der Junge, der nicht log, der immer aufrecht war, der nicht weinte, der tapfer war, der gehorchte. Das Vorbild“ (21). Vor seinem Kriegseinsatz hatte Karl-Heinz den Beruf des Kürschners gelernt, an dem er großen Gefallen fand. Diesen Beruf wählte der Vater nach dem Krieg nicht aus Neigung, sondern so, als wollte er sich auf diese Weise mit seinem im Krieg umgekommenen Sohn identifizieren, ihn durch sich weiterleben lassen. Uwe – mit vollem Namen Uwe Hans Heinz, Vater und Bruder sollten also in ihm präsent sein! (vgl. 21) –, der diesen Beruf ebenfalls lernte, mochte ihn – anders als sein Bruder – nicht, er langweilte ihn. Wie sehr der Erzähler davon ausgeht, dass der Vater mit ihm nicht zufrieden war, an ihm keinen Gefallen fand, zeigt sich auch daran, dass er in einem Absatz davon berichtet, dass die Mutter als „Spätgebärende“ (sie war 38 Jahre alt) sich zwar etwas wegen ihrer Schwangerschaft schämte, aber für sie „nie... in Zweifel (stand), das Kind zu bekommen. Auch nicht für den Vater“ – und nun der bezeichnende Nachschub: „behauptete sie“ (50) – der Erzähler ist sich dessen nicht sicher, ja, er hat daran große Zweifel. An mehreren Beispielen beschreibt er, wie sehr er von der Erwartungshaltung des Vaters, dass er genauso tapfer sein solle wie der ältere Bruder, geprägt ist – bis in die Gegenwart, anders formuliert:

wie sehr er das Gefühl hat, sich die Zuneigung des Vaters erarbeiten zu müssen. Auf der vorletzten Textseite formuliert er hierzu: „Noch immer arbeite ich – ja, arbeite – an seinen Wünschen“ (158). Der lange Schatten des Vaters und – vermittelt über den Vater – des Bruders! Uwe Hans Heinz.

Sehr eindrucksvoll sind auch die Erinnerungen an die Sonntagnachmittage in der Lüneburger Heide, im „Totengrund“. Die Erinnerung daran lähmt den Erzähler, sie nimmt ihm Luft zum Atmen. „... oft wurde an diesen Sonntagsausflügen von *ihm* [also dem älteren Bruder; E.M.] geredet, oder ist dieses *oft* eine starke Übertreibung dessen, was wirklich war, weil es immer auch ein Reden, zumal wenn es sich an mich richtete, war, das mich in Frage stellte?“ (58)

Als das zunächst in der Nachkriegszeit florierende Kürschnergeschäft des Vaters immer schlechter lief, da er mit der Konkurrenz der großen Firmen nicht mithalten konnte, fiel immer wieder der Satz „*Wenn der Karl-Heinz da wäre*“ (89). Die Aussage impliziert die Fortsetzung: „dann wäre alles gut, dann würde das Geschäft blühen, dann wäre die Konkurrenz nicht zu fürchten, dann wäre der Wohlstand gesichert“ usw. Doch:

Er fehlte nicht nur als Fachmann, der ja der Vater nicht war, sondern als Stütze, der Junge, der nicht nur Sohn war, sondern auch Freund und Kamerad [Vater und Sohn waren ja beide im Zweiten Weltkrieg im militärischen Einsatz und der Sohn unterschrieb die Feldpostbriefe an den Vater mit „Dein Kamerad Karl-Heinz“; E.M.], jemand, der die eigenen Wünsche verwirklichte und doch voller Achtung, ja Liebe an einem hing – so blieb er, der große Junge, für immer in der Erinnerung des Vaters aufgehoben. (108)

– und somit uneinholbar, unerreichbar in der Interaktion des Jüngeren mit dem Vater. Der Jüngere musste sich somit vom Vater anhören: „Du hast keine Ahnung. Du hast das nicht mitgemacht“ (109), also der ältere Bruder wäre ein adäquater, ernstzunehmender Gesprächspartner gewesen, er jedoch nicht.

Ganz selten gab es „wunschlose Nähe“ (137) zwischen dem Sohn und dem Vater; eine Nähe, die der Erzähler als mit dem älteren Sohn vorhanden immer wieder betont:

Fotos, auf denen wir beide zu sehen sind, zeigen ihn in Uniform oder mit Hut und Anzug, ganz anders die Fotos, die ihn mit dem Bruder zeigen, er hat den Jungen vor sich auf dem Motorrad, neben sich im Auto, im Wohnzimmer auf dem Schoß. Damals war der Vater Ende Zwanzig gewesen. Ich kann mich nicht entsinnen, mit ihm je Fußball gespielt zu haben, überhaupt jemals mit ihm und Freunden zusammen etwas gespielt zu haben. Er war schon an die Fünfzig und hatte wenig Zeit. (136)

Vergebens ersehnte väterliche Zuwendung!

Mit einer Aussage von Eva-Maria Schertler möchte ich somit diese Leseweise abschließen: „Die Identität des Kindes wird vom Vater nicht bestätigt, sondern steht im Schatten des abwesenden und unbekanntem Bruders“ (Schertler 2011, 80) Von diesem möchte sich Uwe Timm ein eigenes Bild machen, dessen Idealisierung durch die Eltern und ihre Tabuisierung von Schuld – Haltungen, die er als exemplarisch für deutsche Nachkriegseltern ansieht – er schreibend überwinden möchte.

Meine *zweite Leseweise* rückt die Art und Weise des Erinnerns in *Am Beispiel meines Bruders* in den Fokus. Der Erzähler macht seine Erinnerung zum Thema. Zum einen, indem er deutlich macht, wie schwierig, anstrengend, mit wie viel Ängsten und Ungewissheiten verbunden es ist, sich der Erinnerung zu stellen, ohne dabei verdrängen, sich schonen zu wollen. Die Erzählung beginnt mit zwei Zeilen aus einem Gedicht von William Carlos Williams: „above the battle’s fury – clouds and trees and grass“. Wir kennen die Formulierung: „Gras über eine Sache wachsen lassen“, an etwas nicht mehr zu rühren; man kann hier auch den Begriff der „Friedhofsruhe“ assoziieren. Uwe Timm traut sich nur zögerlich an die Erinnerungsstücke seines toten Bruders heran, die seine Mutter 50 Jahre in ihrem Frisierschrank aufbewahrte, unter anderem sein Kriegstagebuch.

Mehrmals habe ich den Versuch gemacht, über den Bruder zu schreiben. Aber es blieb jedesmal bei dem Versuch. Ich las in seinen Feldpostbriefen und in dem Tagebuch, das er während seines Einsatzes in Rußland geführt hat [...] Ich wollte die Eintragungen des Bruders mit dem Kriegstagebuch seiner Division, der *SS-Totenkopfdivision*, vergleichen, um so Genaueres und über seine Stichworte Hinausgehendes zu erfahren. Aber jedesmal, wenn ich in das Tagebuch oder in die Briefe hineinlas, brach ich die Lektüre schon bald wieder ab. (11)

Der Erzähler spricht von seinem „ängstliche(n) Zurückweichen“, wie er es von sich als Kind bei dem Vorlesen des Grimmschen Märchens „Blaubart“ kannte. Er bat die Mutter an der Stelle, an der Blaubarts Frau nach dessen Abreise das Zimmer aufzuschließen gewillt ist, dessen Zugang er ihr ausdrücklich verboten hat, das Vorlesen zu beenden (vgl. 11) – wohl ahnend, dass sich dahinter Grausiges verbergen würde. Parallel zur Bedeutung des Märchens „Blaubart“ lässt sich wohl auch folgender Traum Uwe Timms deuten:

Jemand will in die Wohnung eindringen. Eine Gestalt steht draußen, dunkel, verdreht, verschlammt. Ich will die Tür zudrücken. Die Gestalt, die kein Gesicht hat, versucht, sich hereinzuzwängen. Mit aller Kraft stemme ich mich gegen die Tür, dränge diesen gesichtslosen Mann, von dem ich aber bestimmt weiß, daß es der Bruder ist, zurück. Endlich kann ich die Tür ins Schloß drücken und verriegeln. Halte aber zu meinem Entsetzen eine rauhe, zerfetzte Jacke in den Händen. (12)

Wie als Kind auf das Märchen vom Ritter Blaubart, so reagiert der Erzähler als Jugendlicher und Erwachsener auf die Angst auslösende Erinnerung an den Bruder mit Abwehr und Verdrängung. Die Jacke des abgewehrten Bruders, die der Erzähler am Ende des Traums in Händen hält, kann für das Scheitern des Verdrängungsversuchs stehen. Neben der eigenen Ängstlichkeit und Abwehrhaltung führt Timm noch seine Mutter an, die das Schreiben über den Bruder verzögerte: „Ein anderer Grund war die Mutter. Solange sie lebte, war es mir nicht möglich, über den Bruder zu schreiben. Ich hätte im voraus gewußt, was sie auf meine Fragen geantwortet hätte. Tote soll man ruhen lassen“ (11f.). Interessanter Weise akzentuiert Timm diesen Punkt im Interview mit Gerrit Bartels über sein Buch in der „Tageszeitung“ 2003 etwas anders: „Ich wollte ihre Gefühle [die seiner Mutter; E.M.] nicht verletzen [...], denn das Buch handelt schließlich viel von meinem Vater, der von ihr merkwürdigerweise nie

in Frage gestellt wurde“ (Kammler 2006, 107). Es ist vor allem eine Stelle im Tagebuch des Bruders, die Uwe Timm immer wieder umtreibt und ihn abhält, im Tagebuch weiter zu lesen, lässt sie doch Abgründe erahnen – auch hier die Parallele zum Ritter Blaubart. Die Stelle lautet: „März 21. Donez. Brückenknopf über den Donez. 75 m raucht Iwan Zigaretten, ein Fressen für mein MG“ (19). Doch als er sich zum Schreiben entschlossen hat, will er sich der Erinnerung ohne Beschönigung stellen (vgl. ebd.). Aber das Erinnern fügt ihm sogar körperliche Schmerzen zu: Er hat „Augenschmerzen, erst am rechten Auge, ein Abriß der Hornhaut, einige Wochen später am linken, was sich wiederholte, jetzt zum fünften Mal, ein brennender, unerträglicher Schmerz“ (147). Seine beiden Augen tränen, er weine, so schreibt er, „als müßte ich all die unterdrückten Tränen nachweinen auch über das Nichtwissen, das Nichtwissenwollen, der Mutter, des Vaters, des Bruders, was sie hätten wissen können, wissen müssen“ (ebd.).

Zum zweiten macht er seine Erinnerung zum Thema, indem er sie befragt, sie problematisiert, sich darum bemüht, sie aus dem rein subjektiven Blick hinauszuführen in die Multiperspektivität. Eine Schlüsselaussage im Text hierzu lautet: „Die Gefahr, glättend zu erzählen. *Erinnerung, sprich*. Nur von heute aus gesehen sind es Kausalketten, die alles einordnen und faßlich machen“ (38). „Erinnerung, sprich“ ist übernommene fremde Rede; sie ist die Übersetzung des Titels der 1951 erschienenen Erinnerungen von Vladimir Nabokov, „Speak, Memory“. Mit diesem Zitat soll deutlich werden, dass sich der Erzähler auf sein subjektives Sich-Erinnern bzw. generell auf subjektives Erinnern, nicht zuletzt der Eltern, nicht verlassen, dass er vielmehr eine Vielzahl von Stimmen heranziehen will, darunter nicht zuletzt auch objektive(re) Quellen und Dokumente, um eine Verabsolutierung der subjektiven Erinnerung zu verunmöglichen. Deshalb zitiert er nicht nur aus den Briefen und dem Tagebuch des toten Bruders, sondern auch aus Armeebefehlen und Veröffentlichungen von überlebenden NS-Opfern über die NS-Zeit, und immer wieder aus dem Buch von Christopher R. Browning: „Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die ‚Endlösung‘ in Polen“ (vgl. 103). Quasi, um zu wissen, worauf er sich einlässt, was ihn bei der Lektüre des Tagebuches erwarten könnte, hat Uwe Timm, „als ich mit dieser Arbeit begann, mit diesem Versuch, über den Bruder zu schreiben“ (9), das Buch von Browning gelesen. Uwe Timm hat auch andere Tagebücher und Briefe von Soldaten gelesen, sich intensiv mit der Geschichte der Waffen-SS beschäftigt und an das militärhistorische Archiv in Freiburg geschrieben, um Einsicht in das Kriegstagebuch der Totenkopfdivision von 1943 nehmen zu können; die Akte war jedoch nicht auffindbar. Den anekdotischen Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit, den phrasenhaften Festschreibungen in diesen Erinnerungen, will Timm Brechungen zufügen. Friedhelm Marx formuliert: „Einem derartigen Unterhaltungswert der Erinnerung verweigert sich das Buch Uwe Timms, indem es keine kohärente Lebensgeschichte erzählt, sondern statt dessen fragmentierte Erinnerungssplitter bietet und zunehmend die Form eines Tagebuchs annimmt“ (Marx 2007, 32).

Alle seine Bemühungen, seinen Bruder und sein Handeln in der Erinnerung zu fassen – immerhin der erklärte Anlass seines Buches –, bleiben fragmentarisch, da

die Erinnerungen der Eltern an den Bruder abgeschliffen und verklärend sind und – vor allem – die Briefe und Tagebucheintragungen des Bruders sehr wenig über seine Gefühle, Stimmungen, Wünsche, Einstellungen, Erfahrungen aussagen und viele, ja, entscheidende Fragen offenlassen. Besonders deutlich wird dies auch mit der Aussage, mit der Karl-Heinz sein Tagebuch beschließt: „*Hiermit schliesse ich mein Tagebuch, da ich für unsinnig halte, über so grausame Dinge wie sie manchmal geschehen, Buch zu führen*“ (159). Mit dieser Aussage beschließt auch Uwe Timm sein „Erinnerungstagebuch“ (Marx 2007, 34). Bei Andrea Albrecht lesen wir hierzu: „Die nicht gelingende dichte Beschreibung des brüderlichen Verhaltens wird zum Gegenstand einer gelingenden dichten Beschreibung des Erinnerns“ (Albrecht 2007, 84f) Sie verweist in diesem Kontext auf die herangezogene Mehrstimmigkeit und die Thematisierung der Erfahrungen, die der Erzähler mit dieser Multiperspektivität macht. Mit Albrecht lässt sich der Inhalt der Erinnerungsweise mit der Form des Textes in Verbindung setzen:

Die fragmentarische, episodenhafte Form, zu der die variierende und retardierende Wiederholung und Wiederaufnahme von bereits erzählten Sequenzen ebenso gehören wie die in der historischen Zeit vorwärts- und rückwärtsschreitenden Anachronismen, imitiert [...] den diskontinuierlichen, disruptiven Prozess individuellen Erinnerns. (85)

Das Fragmentarische zeigt sich auch daran, dass der Text in viele, teilweise nur aus einem Satz bestehende und durch Leerzeichen voneinander abgesetzte Abschnitte gegliedert ist, die jeden zusammenhängenden Lesefluss verunmöglichen, die auch den Leser/die Leserin immer wieder zum Stocken bringen; hervorzuheben ist auch, wie die fremden Stimmen kursiv gesetzt sind, man könnte sie sich auch mehrfarbig denken, was ein sehr buntes, schillerndes Bild ergeben würde. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass der Text auch sehr aufschlussreiche Sprachstudien enthält, festgefahrene Begriffe, Floskeln, nicht selten apologetische Standardformulierungen des Erinnerungsdiskurses vor allem innerhalb der Familie, aber auch darüber hinaus, werden ebenfalls kursiv gesetzt und springen somit ins Auge. Sie werden durch den sie umgebenden Text in die kritische Reflexion gestellt – etwa, um nur ein Beispiel zu nennen – der so häufig gebrauchte Begriff der „Anständigkeit“. „Die anständige Luftwaffe. Die anständige Marine. Die anständige Wehrmacht. Die anständige Waffen-SS“ (102). Dass seine SS bei all ihren Verbrechen immer „anständig“ geblieben sei, war auch die zynische Auffassung des SS-Führers Heinrich Himmler, eine der entsprechenden Ansprachen wird auch von Uwe Timm zitiert (vgl. 36).

Diese Leseweise abschließend ist die Frage zu stellen, ob Uwe Timm bei aller Offenheit etwas nicht wissen will, etwas wegdrängt, wenn er auf die von ihm aufgeworfene Frage „War seine [des Bruders; E. M.] Einheit, das IV. Panzerpionierbataillon der Totenkopfdivision, bei sogenannten Säuberungen eingesetzt worden? Gegen Partisanen, Zivilisten, gegen Juden?“ (36) folgende Antwort gibt: „Meine die Recherchen begleitende Furcht war, daß seine Einheit, das SS-Panzerpionier-Btl. 3, und damit auch der Bruder, an der Erschießung von Zivilisten, von Juden, von Geiseln beteiligt war. Aber das war, soweit ich herausfinden konnte, nicht der Fall“ (102, vgl. auch 27). Er fügt allerdings sofort hinzu, um deutlich zu machen, dass er damit nicht seinen Bruder von Schuld freisprechen will: „Es war nur der *normale* Kriegsalltag“

und erneut den ihn besonders verstörenden Tagebucheintrag zitiert: „75m raucht Iwan Zigaretten, ein Fressen für mein MG“ und dann noch hinzufügt: „Die Waffen-SS trug dieselbe Uniform wie die SS-Wachen der KZ“ (ebd.). Zumindest seinem Freund Robert Cohen mit jüdischem Hintergrund, der ihm aus New York einen – insgesamt durchaus anerkennenden – Brief zu seinem Buch schreibt, gehen die gerade angeführten Aussagen nicht weit genug. Er schreibt:

[...] du recherchierst über die Aktivitäten seiner [des Bruders; E. M.] SS-Einheit – und du findest nichts, was seine unmittelbare Beteiligung am Holocaust belegt. Hier sagt mir mein eigenes Wissen über den Holocaust: Dieser Bruder war beteiligt, der hat Juden, Russen usw. umgebracht, nicht nur im Kampf, sondern als Massenmörder. Wer, wenn nicht ein Mitglied der SS, sollen denn die Täter gewesen sein? (Kammler 2006, 113)

Meine *dritte Leseweise* richtet ihren Fokus auf *Am Beispiel meines Bruders* als exemplarische Familienerzählung, in der einerseits die Geschichte einer individuellen Familie, andererseits diese Geschichte immer in Bezug auf kollektive Mentalitäten und Generationslagerungen erzählt wird. In dieser Leseweise nimmt der Vater eine Schlüsselrolle ein, repräsentiert er doch sehr eindrücklich aus der Historiographie vertraute Einstellungen, Werthaltungen und Handlungsweisen in Weimarer Republik, NS-Zeit und Nachkriegszeit. Was erfahren wir vom Erzähler über den Vater? Hans Timm wurde 1899 geboren; vor dem Hintergrund, dass sein eigener Vater die Familie verlassen hatte, wuchs er ab 1910/11 bei Onkel und Tante in Coburg auf; wie sehr viele junge Männer seiner Generation meldete er sich kriegsbegeistert freiwillig zum Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg und rückte zur Feldartillerie ein (vgl. 22). Fotos aus dem Krieg zeigen ihn fröhlich mit Kameraden. Der Erzähler schiebt in die Darstellung folgende Zeile ein: „Lustig ist das Soldatenleben, valleri, valleri“ (23); der Refrain entstammt dem Soldatenlied „Kein besser Leben ist auf dieser Welt zu denken“, das im Ersten Weltkrieg gesungen wurde; hiermit unterstreicht er die vorherrschende Kriegsbegeisterung. Auf die generationentypische Haltung Hans Timms weist der Erzähler auch noch durch folgende Aussage hin: „Es war ein Leben, das wohl viele der Achtzehn-, Neunzehnjährigen führen wollten: Abenteuer, Kameradschaft, frische Luft, Schnaps und Frauen, vor allem keine geregelte Arbeit – das spricht aus den Fotos“ (ebd.). Der Vater wollte Offizier werden, aber das war nach dem verlorenen Krieg nicht mehr möglich. Die nachfolgenden Aktivitäten beschreibt der Erzähler wieder als exemplarisch: Der Vater habe sich „wie tausend andere aus dem demobilisierten Weltkriegsheer einem Freikorps angeschlossen und im Baltikum gegen die *Bolschewisten* gekämpft“ (22). Nach Aussagen seiner Schwester Grete, die der Erzähler wiedergibt, „stand (er) der Organisation Consul nah oder (war) sogar deren Mitglied“ (44). Der Erzähler erläutert: „Organisation Consul war die Feme-gruppe der Freikorps. Sie war verantwortlich für die Morde an den sogenannten Vaterlandsverrätern Rathenau und Erzberger“ (ebd.). Der Besuch eines ehemaligen Kameraden aus dem Ersten Weltkrieg, mit dem der Vater geheimnisvoll tat und den er den „Rittmeister“ nannte, den der Erzähler erinnert und nach der eben genannten Information anführt (vgl. ebd.), soll wohl in Richtung Bestätigung der Behauptung der Schwester Grete gehen. Nach eigenen Aussagen hatte der Vater nach dem Ersten Weltkrieg – ohne Abitur – einige Semester Zoologie studiert. Als nächste gesi-

cherte Information wird angeführt, dass der Vater 1921 gemeinsam mit einem emigrierten zaristischen Offizier eine Spielwarenfabrik aufzubauen versuchte (vgl. ebd.). In dieser Zeit lernte Hans Timm seine spätere Frau kennen, 1902 geboren, Tochter eines Hutmakers mit einer gut gehenden Hutfabrikation und einem Ladengeschäft, Besitzer einer kleinen Villa in Hamburg-Eimsbüttel. Die Tochter verliebte sich in den feschen jungen Mann mit Uniformjacke und guten Manieren. Der Erzähler formuliert das so: „Er war ein Habenicht mit guten Manieren“ (45). Der Schwiegervater gab schweren Herzens die Einwilligung zur Vermählung und musste kurz darauf seinen Schwiegersohn entschulden, dessen Spielwarenfabrik Konkurs gegangen war. Wie so viele seiner Generation, die, fast Kinder noch, in den Ersten Weltkrieg gezogen waren, stand er nach dem verlorenen Krieg wurzellos ohne Ausbildung da. Er fand schließlich eine Anstellung bei einem bekannten Hamburger Präparator – sein Onkel, bei dem er in Coburg aufwuchs, war Tierpräparator gewesen – und eröffnete Anfang 1929 ein Geschäft für Tierpräparationen. Er arbeitete für Sammlungen, Museen und für private Kunden und war sehr erfolgreich in diesem Beruf. Anfang der dreißiger Jahre bekam er ein Angebot, als Präparator an das naturkundliche Museum in Chicago zu gehen, was er schließlich ablehnte (vgl. 64f.). Der Erzähler sieht den entscheidenden Grund für die Ablehnung in der Verwurzelung des Vaters in Deutschland.

Deutschland war nicht nur ein Land, sondern es war *das* Land, erfüllt mit Geschichte, in die er gehörte, von der er durchdrungen war, auf die er stolz war. Deutsch war nicht nur der Reisepaß, es war *die Heimat, die Sprache, das Volk* [...] Auswandern, das konnte er sich nur im äußersten Notfall vorstellen, emigrieren hatte für ihn immer etwas von Verrat (66)

– Haltungen, die in seiner Generation wiederum weitgehend selbstverständlich waren. Über die Einstellung des Vaters zum Nationalsozialismus erfährt der Leser/die Leserin nur – es bleiben eben immer auch „Leerstellen der Geschichte“ (Braun 2007, 53) –, dass er nach 1945 betont habe, „er sein kein Nazi gewesen“ (134). Im Zweiten Weltkrieg war er bei der Luftwaffe im Einsatz; während seines Heimaturlaubs in Hamburg wurde das Haus der Familie im Juli 1943 vollständig ausgebombt – einige wenige Dinge wurden von Vater und Schwester aus dem Haus gerettet (vgl. 38). Im Oktober starb nach einer schweren Verwundung sein ältester Sohn in einem Kriegslazarett.

Hans Timm kam in englische Gefangenschaft, und musste danach nochmals ganz von vorne anfangen. Nach seiner Rückkehr nach Hamburg hatte er in den Trümmern eine Pelznähmaschine gefunden und eröffnete zunächst in einem Keller, in dem dann auch die Familie wohnte, ein Kürschnergeschäft (vgl. 72). Mit dem Kürschnergeschäft begann der soziale Aufstieg der Familie; nach einigen Jahren lebten sie in einer Wohnung, die über einem Laden mit Werkstatt lag. Der Vater hatte Angestellte, einen teuren Wagen und sogar einen Chauffeur (dieser hatte ihn bereits während des Krieges, als er im Luftwaffenkommando Königsberg Dienst tat, hin und wieder gefahren). Er gehörte für einige Jahre zur Generation des deutschen Wirtschaftswunders und versuchte auf diese Weise seine vielfältigen Verluste zu kompensieren. „Er war wieder wer“ – aber die Niederlagen des deutschen Volkes

empfand er, wie viele andere seiner Generation, nach wie vor als Schmach; eine Distanzierung von einem Wertesystem, das nach Auffassung des Erzählers den Nationalsozialismus und den Angriffskrieg ermöglichte, fand nicht statt:

Für den Vater war der Krieg, die Nazizeit, die mit der bedingungslosen Kapitulation endete, nicht Anlaß zur Trauer, Trauer über die Zerstörung dessen, was er mit einer besonderen, die erste Silbe hervorhebenden Betonung aussprach: Das Deutsche Reich, sondern er reagierte mit einem mißmutigen Beleidigtsein und einem besserwisserischen Rechthaben. Er, der jedesmal betonte, er sei kein Nazi gewesen, brachte Argumente für die Mitschuld der Alliierten ins Feld [...]. (134; vgl. auch 78)

Der Erzähler kommentiert hierzu: „Dieser Versuch [wie es an anderer Stelle heißt: der „Tätergeneration“ (102); E. M.], die Schuld zu relativieren, das eigene Schuldigsein auf die Sieger zu übertragen, sie zu Mitschuldigen zu machen“ (ebd.), und er weist darauf hin, dass diese Reden des Vaters ihn als Jungen dazu gebracht hätten, zunehmend am Vater zu zweifeln, ihn empfinden hätten lassen, dass der Vater „*kniff*“ (134f.), dass er seine eigenen Werte wie „*Durchhalten, Geradestehen*“ (ebd.) nicht auf sich selbst anwandte. Besonders offensichtlich wurde dies, als das Kürschnergeschäft ab 1954/55 durch die Konkurrenz größerer Firmen immer schlechter lief und auch der Charme des Vaters gegenüber den Kundinnen den finanziellen Niedergang nicht mehr aufhalten konnte – der Chauffeur und andere Angestellte mussten entlassen werden. Der Vater verkraftete das nicht (vgl. 82 ff.), er ließ sich gehen und gab sich immer mehr dem Alkohol hin (vgl. 110f; 153). Um 1956 erlitt er einen ersten Herzinfarkt, am 1. September 1958 starb er.

Der Erzähler macht den Vater zumindest mitverantwortlich für den Lebensweg des älteren Bruders. Jener habe Tapferkeit und Mut propagiert und alles Militärische verklärt. Die Tapferkeit des älteren Bruders wird vom Vater auch im Rückblick immer betont (vgl. 16) – er sei auf dieses Bild festgeschrieben worden: „Es waren wörtliche Festlegungen, und sie werden es auch für ihn [den älteren Bruder; E. M.] gewesen sein.“ Der Bruder ist 1924 geboren, er hat den Vater erfolgreich erlebt und ihn – die Fotografien zeigen es deutlich – sehr geliebt und bewundert (vgl. 20). Er war erst Pimpf, dann bei der Hitlerjugend. Er lernte das Kürschnerhandwerk. Im Dezember 1942 meldete er sich freiwillig bei einer Spezialeinheit der Waffen-SS und wurde Panzerpionier der SS-Totenkopfdivision. Der Erzähler sieht dahinter den Vater als treibende Kraft. Er zitiert seine Mutter: „Ich war dagegen, sagte sie [die Mutter; E. M.], daß sich der Karl-Heinz zur SS meldet“ (22). Und er fügt die Frage an: „Und der Vater?“ (ebd.). Auf den nächsten beiden Seiten spricht er von der Kriegsbegeisterung des Vaters im Ersten Weltkrieg – und legt somit dem Leser/der Leserin und sich selbst eine bejahende Antwort nahe. Er greift dieses Thema später nochmals auf:

Wobei die Mutter dem Vater nie einen Vorwurf machte. Es hieß, er [der Bruder; E. M.] habe sich tatsächlich *freiwillig* gemeldet, der Vater hätte nicht zugeredet. Aber dessen bedurfte es auch nicht. Es war nur die wortlose Ausführung von dem, was der Vater im Einklang mit der Gesellschaft wünschte. (59)

Karl-Heinz führt – unerlaubt – ein Tagebuch über den Einsatz seiner Division in der Ukraine. Die Tagebucheintragungen beginnen am 14. Februar 1943 und enden am 6. August 1943, sechs Wochen vor seiner Verwundung, zehn Wochen vor seinem Tod. Es bleibt eine Leerstelle, was danach passiert ist. Es gibt dann nur noch die bereits zitierte undatierte Eintragung: „*Hiermit schließe ich mein Tagebuch, da ich für unsinnig halte, über so grausame Dinge wie sie manchmal geschehen, Buch zu führen*“ (124, 151, 159).

Uwe Timm zitiert eine Vielzahl von Briefen seines älteren Bruders an den Vater und an die Mutter, einen Brief an ihn sowie nahezu alle Tagebucheintragungen des Bruders. Die Briefe an die Eltern, vor allem an die Mutter und Uwe sind einfühlsam geschrieben; die Mutter solle sich keine Sorgen machen, auch noch nach seiner schweren Verwundung versucht er sie zu trösten, er unterschreibt mit seinem Kinderkosenamen, den er sich selbst gegeben hat, „Dein Kurdelbumbum“ (31f.), er schreibt an die „liebe Mutsch“ (ebd.), im herzlichen Brief an seinen jüngeren Bruder spricht er von der „Goldmutsch“ (57). Die Briefe an den Vater, den er im Brief mit „lieber Papi“ (27) anspricht, unterschreibt er – wie bereits erwähnt – mit „Dein Kamerad Karl-Heinz“. Er berichtet ihm von den militärischen Herausforderungen, er will ihm offensichtlich imponieren. Aber er schreibt ihm auch: „*Außerdem mache ich keine Jagd auf große Orden, denn ich habe mir schon immer gesagt, daß das großer Unsinn ist, ich führe nur Befehle aus und alles andere geht mich nichts an – was nützt es mir, wenn ich das EK habe und mir fehlt eine Hand, dann ist mein ganzes Leben und Beruf verpfuscht*“ (77). In einem Brief an den Vater, nach dem ihn dieser per Brief über die Zerstörung Hamburgs und ihrer Wohnung informiert hatte, schreibt er: „*Heute morgen kam nun der Brief und ich kann es gar nicht fassen, daß 80% von Hamburg hin sein sollen, mir standen trotzdem man sehr hart geworden ist [auffällig hier das unpersönliche „man“; E. M.], die Tränen in den Augen. War doch das Heim, zu Hause, das woran man halt Freude und Erinnerung hatte und dieser unersetzliche Schatz soll hin, soll weg, vernichtet sein*“ (40). Über die englische Bombardierung Hamburgs heißt es in einem anderen Brief an den Vater: „Wenn der Sachs bloß den Mißß nachlassen würde. Das ist doch kein Krieg, das ist ja Mord an Frauen und Kinder – und das ist nicht human“ (27). Der Kommentar des Erzählers hierzu lautet:

Selbst wenn man unterstellt, daß er an dem Mord an Zivilisten, Frauen und Kindern durch die SS nicht beteiligt war, weil er bei einer Panzereinheit diente, so muß er doch mit den Opfern der Zivilbevölkerung konfrontiert worden sein, den Hungernden, Obdachlosen, den durch Kampfhandlungen Vertriebenen, Erfrorenen, Getöteten. Von ihnen ist nicht die Rede, vermutlich erschien ihm dieses Leid, diese Zerstörungen und Todesopfer normal, also *human* (27f.)

– eine Einstellung, die man bei vielen Soldaten finden kann; das Leid der „Gegner“/“Feinde“ wird relativiert und ideologisch gerechtfertigt.

Die Tagebucheintragungen des Bruders sind sehr kurze, gefühlkalt bzw. abgestumpft wirkende Eintragungen des Kampfverlaufs. Herausragen der bereits zitierte Eintrag „*75 m raucht Iwan Zigaretten, ein Fressen für mein MG*“ (19) und die undatierte Beendigung des Tagebuches mit dem Hinweis auf die geschehenden grausamen Dinge, die aber nicht beim Namen genannt werden. Was wirklich in dem Bruder vorging, was er dachte, fühlte, hoffte, was er sich erträumte, geht aus den Tagebuch-

eintragungen nicht hervor – wir haben schon davon gehört. So bleibt der ältere Bruder für Uwe Timm sehr im Dunkeln – für die Eltern ist klar, dass er zum Opfer wurde: „*Ausgebombt und kurz darauf der Junge gefallen*. Das war der Schicksalsschlag der Familie, und das war der Krieg. *Alles vernichtet*“ (37). Und später nochmals geht der Erzähler darauf ein:

Den Jungen verloren und das Heim, das war einer der Sätze, mit denen man sich aus dem Nachdenken über die Gründe entzog. Man glaubte mit diesem Leid seinen Teil an der allgemeinen Sühne geleistet zu haben. *Fürchterlich* war eben alles, schon weil man selbst *Opfer* geworden war, Opfer eines unerklärlichen kollektiven Schicksals (91)

– interessant ist, dass der Erzähler hier selbst zum unpersönlichen „man“ greift, wohl um die Generalisierbarkeit dieser Aussagen für große Teile der deutschen Nachkriegsgeneration zu unterstreichen.

Kommen wir nun zur Darstellung der Mutter, die von 1902 bis 1991 lebte; vorauszuschicken ist, dass jene Darstellung, anders als die des Vaters, durch den autobiographischen Erzähler mit Liebe geschieht. Zu seiner Mutter verspürte er, anders als zu seinem Vater, eine tiefe Nähe (bewegend geschildert: sein Umgang mit ihr und seine Gefühle während ihrer Krankheit und ihr Tod (113ff.)); durch sie fühlte er sich, wie an vielen Stellen des Textes offensichtlich wird – anders als von seinem Vater – so wie er war akzeptiert (vgl. 115, 119). Seinem Vater konnte er oder glaubte er nicht genügen zu können – hier ist nochmals an die erste Leseweise zu erinnern. In dem bereits erwähnten Interview mit Gerrit Bartels sagt Uwe Timm: „Ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zu meiner Mutter, die eine ganz große Frau war, das muss man mal so sagen“ (Kammler 2006, 107).

Der Erzähler schildert sie einerseits als typisch für ihre Frauengeneration – sie schaute zu dem „Charmeur“ auf, ließ sich von seinem Auftreten, nicht zuletzt seiner Uniform, beeindrucken (vgl. 45), hielt immer zu ihrem Mann – Kommentar des Erzählers: „Verheiratet zu sein war etwas Endgültiges, etwas Verlässliches, eine einmal eingegangene Bindung, die unauflöslich war“ (46) – nahm sich zurück, ertrug tapfer ihr Schicksal (vgl. 47), fügte sich in die Entscheidungen ihres Mannes (vgl. ebd.), stieg in das Geschäft des Mannes ein, als es für die Existenzsicherung der Familie unabdingbar wurde (vgl. 111), war unpolitisch (vgl. 48), mischte sich in die entsprechenden Männergespräche nicht ein (vgl. 78), sah aber nach dem Zweiten Weltkrieg wie ihr Mann ihre Familie und ihren Sohn als Opfer an (vgl. 91). Die Emanzipationsbestrebungen von Frauen Ende der 60er Jahre befremdeten sie:

Das Wort Emanzipation ergab für sie keinen Sinn. Wovon soll ich mich befreien? sagte sie zu einer Frau, die 1969 einen Frauenrat mitgegründet hatte und sich den Pelzmantel umarbeiten lassen wollte. Der Mantel, so etwas von dreckig, erzählte mir die Mutter später, und dann wollte die noch den Reparaturpreis runterhandeln. Von schönen Worten kann ich nicht leben, habe sie da gesagt, und: Ich arbeite, und dafür will ich bezahlt werden. (47f.)

Andererseits stellt er seine Mutter als ganz besondere, herausragende Frau dar, als in jeder Hinsicht liebenswürdige, gütige, bescheidene Person (vgl. 115, 117, 48f.) und es gibt Passagen, wo ich als Leserin das Gefühl hatte, dass ihm die erinnernde Be-

schreibung zur Verklärung, trotz aller Reflexion – siehe Leseweise 2 – zur glättenden Erzählung (vgl. 38) gerät, schärfer formuliert: manche befremdlichen Abschnitte/Aussagen der Erzählung daraus resultieren. Etwa, wenn der Erzähler folgenden Brief seines Bruders *„Lieber Uwe! Wie die Goldmutsch mir schrieb willst Du alle Russen totschießen und dann mit mir türmen. Also Bub, daß geht nicht, wenn das alle machen würden? aber ich hoffe, daß ich bald nach Hause komme, dann spiele ich mit Uwe [...]“* (57f.) folgendermaßen kommentiert: *„Wie kommt ein dreijähriges Kind dazu, alle Russen totschießen zu wollen? Es war die selbstverständliche Rede. Es könnte aber auch eine höchst indirekte mütterliche Aufforderung gewesen sein, zu desertieren, die, wegen der Briefzensur, einem Kind in den Mund gelegt worden war“* (ebd.). Wie kommt, so frage ich als Leserin, der Erzähler dazu, das von seiner Mutter zu vermuten. Da ist wohl der Wunsch Vater des Gedankens! Ein anderes Beispiel: Der Erzähler berichtet, dass Anfang der 50er Jahre eine Schwester des Vaters kam, als die Wiederbewaffnung von der Bundesregierung beschlossen wurde und anfragte, ob die Mutter mit zur Gegendemonstration auf den Rathausmarkt komme. Sehr unwahrscheinlich demzufolge, wie der Erzähler insgesamt seine Mutter schildert. Aber er schreibt: *„Ist meine Mutter damals mitgegangen? Ich habe es versäumt – wie so vieles andere auch – noch einmal nachzufragen“* (133f.).

Kommen wir nun noch auf die 1922 geborene Schwester, Hanne Lore, zu sprechen, das erste Kind, von dem der Vater enttäuscht war, dass es kein Junge war. Der Erzähler formuliert: *„Die Schwester stand in seinem [des zwei Jahre später geborenen Bruders; E. M.] Schatten. Kaum, daß ihre Wünsche bemerkt wurden, auch von der Mutter nicht“* (51) – um allerdings sofort hinzuzufügen, *„der sonst so zugeneigten, gerechten“* – zu Uwe Timm scheint sie *„zugeneigt und gerecht“* gewesen zu sein – und kein falsches Licht darf auf die Mutter fallen, das wird in dem Text immer wieder deutlich! Interessant wäre es, die Stimme der Schwester zur Mutter zu hören.

Hanne Lores Frauenleben hatte sicher auch einige typische Züge, angefangen damit, dass der Vater sich Söhne wünschte und die Tochter missachtete (er ist auf den Fotografien immer mit dem Sohn zu sehen!), was wohl auch auf die Mutter (vgl. 50f.), aber auch auf den Bruder abfärbte, der ihr aus dem Krieg nicht schrieb, sie meistens nicht einmal grüßte, obwohl sie als Kinder zusammen gespielt hatten (vgl. 76f.). Ein Einschub: Warum der Erzähler dies folgendermaßen kommentiert: *„Eigentümlich ist, daß in seinen Briefen von der Schwester kaum die Rede ist“* (77), ist mir rätselhaft: Warum hätte just diese Einstellung des Vaters nicht auf den Sohn abfärben sollen? – Nach der Schule machte Hanne Lore eine Hauswirtschaftslehre, anschließend kam sie zum Arbeitsdienst, ihr erster Verlobter fiel als Infanterist in Russland, ihr zweiter Verlobter geriet 1944 in russische Kriegsgefangenschaft; 1951 erhielt sie die Nachricht, dass er in einem russischen Lager gestorben sei. Anfang der 50er Jahre verliebte sie sich in einen Besitzer eines Juweliergeschäftes, der neben ihr noch zwei weitere Verlobte hatte. Darüber zerstritt sie sich mit ihrem Vater, der ihr den Umgang mit dem Mann verbot, und ging deshalb mit 32 Jahren aus dem Haus und arbeitete bei einer Arztfamilie als Kinderfrau und Hausgehilfin. Nach zwei Jahren kam sie zurück, der Juwelier hatte inzwischen eine andere Frau geheiratet, und wurde nun als Pelznäherin im Geschäft des Vaters angelernt (vgl. 52f.). Nach dem

Tod des Vaters führte sie das Geschäft zusammen mit der Mutter weiter. Nach dem Schlaganfall der Mutter pflegte sie sie, unterstützt von einer ambulanten Pflegerin (vgl. 118). Als der jüngere Bruder zu Besuch kam, bügelte sie ihm ein Hemd (vgl. 119). Die Schwester war zu dieser Zeit selbst schon krank; sie hatte einen künstlichen Darmausgang bekommen. Nach dem zweiten Schlaganfall kam die Mutter erneut ins Krankenhaus, die Schwester war bei ihr, als sie starb: „Auf dem Krankenhausgang kam mir die Schwester entgegen und sagte, die Mutter sei vor zwei Stunden gestorben“ (120) – Uwe Timm war nach Benachrichtigung, dass es seiner Mutter sehr schlecht gehe, von München nach Hamburg geflogen, aber nicht mehr rechtzeitig angekommen (vgl. ebd.). Einige Jahre nach dem Tod der Mutter, mit 72 Jahren, fand sie noch ihre große Liebe in dem verwitweten Hausarzt der Familie. 1997 starb sie. Abschließend ein Erzählerkommentar zu ihrem späten Liebesglück:

Sie kaufte sich neue Sachen, Schuhe mit mittelhohen Hacken und schwarze Lackschuhe, Hosen, Pullover in hellen Farben, beige, rot. Rote Handschuhe. Sie hatte nie rote Handschuhe getragen. Sie fuhren gemeinsam nach Sylt. Und wenn ich das Foto sehe, wie sie dasteht, die Haare im Wind, mit einem kühnen Lächeln, ist sie nicht vergleichbar mit der Schwester, die ich bis dahin gekannt *und mit den Augen des Vaters gesehen hatte* (144; Hervorh. E. M.)

– an anderen Stellen des Buches lässt sich durchaus zeigen, dass er das teilweise noch immer tut (vgl. etwa 49):

Abschließend ist nun noch kurz (erneut) auf den jüngeren Bruder einzugehen, der ja in der Erzählung quasi zweimal vorkommt; einmal als sich erinnernder Erzähler mit seinen Reflexionen und Rechercheergebnissen und ein zweites Mal als Kind und Jugendlicher, titulierte als „das Kind“, „der Junge“, „Ich“. Nachdem er zunächst seinem Vater genügen, gefallen wollte und sich nach seiner Zuwendung und Nähe sehnte, sah er ihn und sein Wertesystem zunehmend kritischer. Der Erzähler beschreibt, wie der Junge sich zur 68er-Generation hin entwickelte. Er berichtet über die immer schärfer werdenden Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn.

Als ich sechzehn war, begann ein hartnäckiger, immer gehässiger werdender Kampf zwischen uns. Eine enge rechthaberische Strenge von seiner Seite, ein verstocktes Schweigen von meiner Seite, ausgelöst durch die hassenswerten Regularien des Alltags: keine Jeans, kein Jazz [Antiamerikanismus des Vaters; E. M.], abends um 10 Uhr zu Hause sein. Was alles verboten, was verlangt, was geregelt war. Ein Regelsystem, das mir nicht einleuchtete und dessen Widersprüchlichkeit zu offensichtlich war. (24; vgl. auch 69, 89)

Der Erzähler berichtet, wie sich der Junge einerseits immer mehr vom Wertesystem des Vaters entfernte, entfernen konnte – bis hin zum Eintritt in die DKP, kommentiert aber auch sehr selbstkritisch:

Meine Bewunderung für die Genossen, die im KZ gewesen waren und dort Widerstandsgruppen gebildet hatten, ungebrochen weiterkämpften, nach dem Krieg in der Bundesrepublik unter der Adenauer-Regierung abermals verboten wurden, in den Untergrund gingen, hartnäckig weiterkämpften, an der auf Gleichheit und Gerechtigkeit zielenden Idee festhielten, diese Bewunderung hatte ihren Beweggrund auch in den von dem Vater eingeforderten *alten* Tugenden: Stetigkeit, Pflichterfüllung, Mut, die bei diesen Kämpfern verbindlich waren. Und so schloß ich mich ihnen an. Als die Differenzen zunahmen und

ich die Partei verließ, peinigte mich am meisten der Gedanke, die Genossen im Stich zu lassen. Obwohl mein Entschluß – aus Einsicht und Überzeugung resultierend – feststand, blieb dennoch das quälende Gefühl, einen Verrat zu begehen. (150f.)

„Der Mut, allein auf sich gestellt nein zu sagen“ (ebd.) – das ist für den Erzähler ein *neuer Wert*, den es zu vermitteln gilt (vgl. auch 147).

Wir müssen hier abbrechen; mindestens eine Leseweise wäre aber dringend noch vonnöten, auf die wir hier nur noch verweisen können. Im *Spiegel* wurde das Buch nach seinem Erscheinen in der Bestsellerliste als Sachbuch geführt. Und in der Tat wäre das Buch nun auch noch fokussiert auf die vielfältigen Details hin zu lesen, die es etwa über die Waffen-SS und über militärische Einsätze im Zweiten Weltkrieg, speziell im Krieg gegen die Sowjetunion, und die Interpretationen jener von Tätern, Mitläufern und Opfern – auch nach 1945 – oder über die Nachkriegszeit und ihre Mentalitätsgeschichte enthält.

Schließen möchte ich mit folgenden Sätzen aus dem Buch: „Auf einem Foto sind zwei deutsche Soldaten zu sehen, die am Boden liegende Kleiderbündel untersuchen, nicht nach Wertsachen, sondern nach den Kleinkindern, die Mütter vor ihrer Erschießung unter den Kleidungsstücken zu verstecken suchten. / Deutlich zeigen die Fotos – die Sonne scheint“ (141).

Literaturverzeichnis:

Primärliteratur:

Timm, Uwe: *Am Beispiel meines Bruders*. 4. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2003.

Forschungsliteratur:

Albrecht, Andrea: „Thick descriptions. Zur literarischen Reflexion historiographischen Erinnerens am Beispiel Uwe Timms.“ *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. Friedhelm Marx. Göttingen: Wallstein Verlag, 2007. 69-89.

Braun, Michael: „Die Leerstellen der Geschichte. Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*.“ *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. Friedhelm Marx. Göttingen: Wallstein Verlag, 2007. 53-67.

Galli, Matteo: „Vom Denkmal zum Mahnmal. Kommunikatives Gedächtnis bei Uwe Timm.“ „(Un-) erfüllte Wirklichkeit.“ *Neue Studien zu Uwe Timms Werk*. Hgg. Frank Finlay und Ingo Cornils. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006. 162-172.

Ders.: „Schuhkartons und Pappschachteln. Uwe Timms mediale >Gedächtniskisten<.“ *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. Friedhelm Marx. Göttingen: Wallstein Verlag, 2007. 103-116.

Hielscher, Martin: „NS-Geschichte als Familiengeschichte. *Am Beispiel meines Bruders* von Uwe Timm.“ *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. Friedhelm Marx. Göttingen: Wallstein, 2007. 91-102.

Ders.: *Uwe Timm*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2007.

Kammler, Clemens: *Uwe Timm. Am Beispiel meines Bruders*. München u.a.: Oldenbourg (Oldenbourg Interpretationen Bd. 107), 2006.

- Marx, Friedhelm:** „>>Erinnerung, sprich<<. Autobiographie und Erinnerung in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*.“ *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. Friedhelm Marx. Göttingen: Wallstein, 2007. 27-35.
- Niefanger, Dirk:** „Grenzen der Fiktionalisierung. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte in Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*.“ *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Hg. Friedhelm Marx. Göttingen: Wallstein, 2007. 37-52.
- Pfäfflin, Sabine B.:** „Einem Schatten auf der Spur“. *Deutschunterricht* 58, H. 4, 2005: 24-29.
- Pietsch, Yvonne:** „Auf der Suche nach der verlorenen Familie. Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders*.“ *Familie und Identität in der deutschen Literatur*. Hg. Thomas Martinec und Claudia Nitschke. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2009. 259-273.
- Schertler, Eva-Maria:** *Tod und Trauer in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Innsbruck: Studienverlag, 2011.
- Wilczek, Reinhard:** „Das Motiv des „Verlorenen Bruders“ bei Hans-Ulrich Treichel und Uwe Timm. Literarische Bewältigungsdiskurse und ihre neue Erzählperspektive.“ „(Un-) erfüllte Wirklichkeit“. *Neue Studien zu Uwe Timms Werk*. Hgg. Frank Finlay und Ingo Cornils. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006. 185-197.
- Williams, Rhys:** „‘Eine ganz gewöhnliche Kindheit‘. *Am Beispiel meines Bruders*.“ „(Un-) erfüllte Wirklichkeit“. *Neue Studien zu Uwe Timms Werk*. Hgg. Frank Finlay und Ingo Cornils. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2006. 173-184.